

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 38 (1962-1963)
Heft: 10

Artikel: Alltägliches aus meiner Sprechstunde : ganz kleine Beiträge zu grossen Problemen
Autor: Stauffer, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1074125>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Illustrationen von Fred Stauffer

Alltägliches aus meiner Sprechstunde

Ganz kleine Beiträge zu großen Problemen

Von Dr. Hans Stauffer

Über die Fehlentwicklungen im Gefolge unserer Überkonjunktur ist schon viel Geschriebenes geschrieben worden. Aus der Froschperspektive des Dermatologen geht im folgenden der Autor des im Schweizer Spiegel Verlag erschienenen, erfolgreichen Buches «St. Petersinsel» diese Fragen von der praktischen Seite an — auf seine trockene und zugleich anschauliche Art. Er gibt uns kein Rezept, sondern will freundlich zu jener Besinnung mahnen, aus der heraus ein besseres Masshalten erfolgen könnte.

Red.

Es ist Samstagnachmittag. Eine strenge Woche liegt hinter mir, und es wäre mir ganz recht, für diese Woche nichts mehr zu tun. Aber das Wartezimmer ist voller Patienten, und diese wollen alle noch behandelt werden.

So bitte ich denn den ersten herein ins Sprechzimmer.

Ein dunkeläugiger kleiner Mann folgt meiner Aufforderung, nimmt Platz und sieht mich treuherzig an. Dann beginnt er zu reden, offenbar in einem Dialekt, der an Italienisch erinnert, von dem ich leider aber kaum etwas verstehe. Ich beginne zu fragen, nach Namen, Vornamen, Geburtsdatum, Beruf, selbstverständlich auf Italienisch. Nach einigen Schwierigkeiten bekomme ich das alles heraus, so daß ich es in meiner Krankengeschichte notieren kann: M... Giovanni, 1929, Färberei-Arbeiter. Auch den Wohnort kann ich schließlich aufschreiben, Terni. Aber wie ich nach Straße und Hausnummer frage, fängt er an zu gestikulieren, sagt etwas von einem Bach, von Straßenkreuzungen und sieht mich dann befriedigt

an, in der Meinung, ich müßte jetzt genau wissen, wo er wohne. Leider bin ich in Terni nicht so bekannt, daß mir diese Beschreibung etwas sagt, und so bleibt die Angabe dieser Daten vorläufig noch offen.

Der Arzt wird Briefschreiber

Ob er Mitglied einer Krankenkasse sei?

«Si, si», antwortet er prompt.

Ja, wie heißt diese Krankenkasse?

«Si, si», lautet abermals die prompte Antwort.

Ich versuche es weiter, frage deutlicher, welches der Name dieser Kasse sei, ich müßte das wissen. Darauf folgt nur noch ein Achselzucken.

«Haben Sie den Krankenschein mitgebracht?» frage ich weiter.

Darauf beginnt der Mann ganz gemütlich in einer alten, dicht mit allen möglichen Papieren gefüllten Briefftasche zu kramen. Plötzlich huscht ein Leuchten über sein Gesicht, er reicht mir ein beschmutztes Papier – leider ist es ein alter Impfschein, der mir auch nicht weiterhilft.

Nun probiere ich es anders, ich frage ihn, in welchem Betrieb er arbeite. Prompt nennt er mir einen Namen, der für mich wie chinesisch tönt und aus dem ich mir auch keinen Vers machen kann. Also nichts zu machen. So tue ich das, was ich schon so oft getan, ich ziehe ein Papier aus dem Schreibtisch, und schreibe:

An den Arbeitgeber von Giovanni M . . . , in Z. Ich bitte Sie höflich, mir mitzuteilen, ob Ihr Arbeiter Giovanni M . . . Mitglied einer Krankenkasse ist und welche das in diesem Falle ist. Sofern er in Ihrem Betrieb einer Betriebskrankenkasse angehört, bitte ich Sie, ihm einen Krankenschein auszustellen und diesen dem Patienten mitzugeben oder mir direkt zuzusenden.

*Mit bestem Dank
hochachtend
* * **

Ich gebe dem Patienten das Schreiben, mit der Bitte, es dem Arbeitgeber abzugeben, in der Hoffnung, daß es tatsächlich den Weg dorthin findet. Manchmal tut es das.

Im Wartezimmer höre ich mehrmals die Türe gehen, und ich merke an den Geräuschen, daß dort noch verschiedene Leute war-

ten, zum Teil recht ungeduldig, denn einer hat schon an meiner Sprechzimmertür zu riegeln begonnen. Doch nun kann ich endlich anfangen, mich um die Krankheit meines Freundes zu kümmern. Nach längeren Komplikationen kriege ich heraus, daß er früher nie an der Haut gelitten habe, nun seit etwa drei Monaten in der Schweiz sei und seit etwa einem Monat einen juckenden Ausschlag an den Händen habe. Die Sache sieht nach einer beruflichen Reizung aus, also frage ich, mit was für Substanzen er bei seiner Arbeit in Berührung komme. Einiges kann er mir sagen, das meiste, was er redet, ist wieder unverständlich. Und als ich ihm erkläre, er müsse mir kleine Proben dieser Arbeitssubstanzen mitbringen, da zuckt er wieder nur die Achseln, und ich greife abermals zu einem Bogen Papier:

An den Arbeitgeber von Giovanni M . . . , in Z. Ihr Arbeiter Giovanni M . . . leidet an einem Ekzem der Hände, das wahrscheinlich auf eine berufliche Reizung zurückgeht. Um das Leiden weiter abzuklären, muß ich mit den Arbeitssubstanzen Hautproben machen. Ich bitte Sie, dem Patienten kleine Proben von all seinen Arbeitssubstanzen, auch von der Seife, die er im Betrieb braucht, mitzugeben, damit ich diese Proben durchführen kann.

*Besten Dank
hochachtend
* * **

Das Schreiben wird wie das erste dem Patienten übergeben mit der Aufforderung, es dem Arbeitgeber zu bringen. – Nun kann ich endlich mit der Behandlung beginnen. Ob der Patient von den Vorschriften zu Schutzmaßnahmen für seine empfindliche Haut, die ich ihm gebe, viel verstanden hat, muß ich bezweifeln, und so werden diese wohl kaum wirksam ausgeführt werden. Ich verordne ihm dann eine Salbe und Binden, erkläre ihm ausführlich, wie er verbinden müsse, und gebe ihm ein Stück altes Leinenzeug mit, das er immer unter den Verbandstoff auf die Haut legen soll. Ich sage ihm noch, er solle am Montag wiederkommen, und kann ihn für heute entlassen.

Beim nächsten Patienten geht die Prozedur etwas einfacher. Mit ihm kann ich reden, wie mir der Schnabel gewachsen ist, und alle die Angaben über Personalien und Zugehörigkeit zur Krankenkasse sind in wenigen Sekunden

erledigt. Auch er hat zufälligerweise ein ähnliches Ekzem wie sein Vorgänger, aber in wenigen Minuten kann er mir seine Arbeitssubstanzen angeben, hat begriffen, daß er mir das nächstemal Proben von diesen Stoffen bringen soll. Er weiß nun, welche Schutzmaßnahmen er durchführen muß und wie er sein Leiden zu behandeln hat und wann ich ihn wieder erwarte. Für ihn habe ich viermal weniger Zeit gebraucht als für seinen Vorgänger, und dabei habe ich nicht das unangenehme Gefühl, daß ich nur halbe Arbeit geleistet habe und das Ergebnis trotz allem Aufwand an Zeit und Mühe nur Pfusch sein werde.

Als nächste komplimentiere ich eine auffallende südliche Schönheit in mein Sprechzimmer. Gleich bei ihrem Eintritt streckt sie mir ein Kuvert mit dem Krankenschein entgegen. «Da wird es wohl nicht so viele Komplikationen geben», denke ich optimistisch. Doch, wie ich den Schein öffne, werde ich stutzig: S...ez Juanita – das ist ja ein spanischer Name. Ich frage die Patientin, ob sie italienisch spreche, was sie verneint. Französisch? Kopfschütteln! Ob sie deutsch spreche, frage ich gar nicht. Sie spricht nur spanisch. Ich verstehe davon keinen Deut.

Wie einfach es da ist, sich zu verständigen, brauche ich wohl nicht des langen zu erklären. Nach langen Versuchen gelingt es mir endlich, einigermaßen zu erfahren, was ich notwendig wissen muß, aber doch lange nicht alles, was zu einer erfolgreichen Behandlung nötig wäre. Selbstverständlich muß ich auch hier einen Brief schreiben für etwas, was bei den meisten Schweizern mit einem Satz erledigt worden wäre.

Als ich die Frau wieder entlasse, brummt es ganz schön in meinem Kopf, und ich bezweifle, ob ich gerade in der besten Verfassung bin, ein weiteres Dutzend von Patienten so zu behandeln, wie ich es gerne möchte. Doch es geht weiter, Patient um Patient.

Die Ideen des Abteilungsleiters

Endlich ist nur noch einer im Wartezimmer, und ich bitte ihn zu mir herein. Glücklicherweise ist es ein Mann, mit dem es keine Sprachschwierigkeiten geben wird. Es ist ein älterer Mann, Abteilungsleiter in einem großen industriellen Unternehmen. Über seine Hautleiden gibt es keine großen Diskussionen. Wie

jeden, so frage ich auch ihn, ob er im übrigen gesund sei.

«Mir fehlt sonst nichts, ich habe auch nie schwere Krankheiten gehabt.» Doch nach einer Weile des Überlegens fügt er bei: «Nur mit den Nerven geht es mir in letzter Zeit nicht gut. Ich bin immer so gereizt, und auch schlafen kann ich nicht mehr wie früher.»

«Und woher glauben Sie, daß diese Nervosität kommt?» frage ich wieder.

«Sehen Sie», antwortet er, «in unserem Betrieb ist es in letzter Zeit ganz anders geworden. Mit den Aufträgen kommt man kaum mehr nach, immer wird man getrieben, aber das alles ginge noch, wenn man tüchtige Arbeitskräfte hätte. Aber ich habe in meiner Abteilung fast lauter Fremdarbeiter. Was ich mich über die den ganzen Tag lang ärgern muß, ist nicht zu sagen. Was da alles an Material verdorben und verpfuscht wird, überall sollte man gleichzeitig sein und kontrollieren, sonst ist schon wieder etwas schief gegangen. Und dann die Sprachen! Mit den Italienern kann man sich nach der Übung in den letzten Jahren jetzt ordentlich verständigen. Nun aber sind auch Spanier gekommen, und mit denen muß man mit den Händen reden. Was man sagt, verstehen sie doch nicht. Sie können mir glauben, Herr Doktor, abends kommt man todmüde und immer verärgert nach Hause. Wenn ich nicht noch die Freizeit hätte, wo ich meist draußen bin im Wald, und da wieder etwas Ruhe fände, ich weiß nicht, ob ich es überhaupt noch aushalten würde.»

«Aber wäre es da nicht besser», frage ich wieder, «der Betrieb würde ein wenig eingeschränkt, statt immer weiter vergrößert und man würde mit etwas weniger, dafür aber guten Leuten arbeiten?»

«Natürlich wäre das gescheiter, aber kommen Sie der Leitung mit solchen Ideen! Da heißt es nur immer, man müsse die Hochkonjunktur ausnützen, man wisse nie, wie lange sie noch dauere. Ich werde mich hüten, da noch etwas zu sagen. Ich mache noch mit, solange ich kann, und dann bin ich ja doch im Pensionsalter.» Und nach einer Weile fügt er noch hinzu: «Aber schön ist dieser Betrieb nicht mehr!» Es klang traurig und resigniert. Dann verließ mich dieser letzte Patient, und auch für mich wurde es Feierabend.

Diese Begebenheiten sprechen wohl für sich. Um Mißverständnisse auszuschließen: ich finde die meisten Südländer ausgesprochen sym-

pathisch. Aber das hilft nicht darüber hinweg, daß wir uns alle mit der heutigen Tendenz unserer Hochkonjunktur überfordern. Nur wiederholen möchte ich, was in der Überschrift steht: ein ganz kleiner Beitrag zu einem ganz großen Problem.

Der alte Jurabauer

Neben mir am Schreibtisch im Patientenstuhl sitzt ein kleiner Mann von bald achtzig Jahren. Er hat verwerkte alte Hände, ein hageres Gesicht mit vielen Sorgenfalten. Seine Augen sehen mich merkwürdig bekümmert an, wozu er eigentlich keinen Grund hätte, denn sein Hautleiden ist in kurzer Zeit geheilt und macht ihm keine Beschwerden mehr. Wir zwei wären eigentlich fertig miteinander, doch er bleibt sitzen, sagt aber lange kein Wort, starrt vor sich hin.

Nur um etwas zu sagen, stellte ich ihm die Frage: «Wie kommen Sie in Ihrem Alter mit der strengen Arbeit auf Ihrem Juragut noch zurecht? Haben Sie auch die nötigen Hilfskräfte?»

Nun sieht er wieder zu mir hin, dann beginnt er zu reden: «Eben daran hapert es. Solange meine Frau noch lebte, haben wir es zur Not noch zusammen geschafft. Aber nun ist sie vor einem halben Jahr gestorben, und für mich allein wird es einfach zu viel. Ich habe jetzt nur noch zwei Kühe, doch auch das ist für mich zu viel.»

«Aber können Sie denn keinen Knecht anstellen?» frage ich wieder.

«Ja, einen Knecht anstellen! Glauben Sie, man bekäme noch einen solchen auf einem einsamen Jurahof. Und wenn noch einer zu finden wäre, verlangt er einen Lohn und macht Ansprüche im Essen und in der Unterkunft, die ich mir nie leisten kann. Nein, um einen Knecht muß ich mich nicht bemühen!»

«Ja, und haben Sie denn keine Söhne oder Töchter, die Ihnen helfen könnten?»

«Kinder habe ich schon, eine Tochter und zwei Söhne, aber die sind schon lange fort und kümmern sich wenig oder nicht um mich.»

«Aber einer der Söhne wird doch einmal das Gut übernehmen müssen?»

«Das habe ich auch immer gemeint, aber» – und hier wird seine Miene noch um eine Nuance bekümmert – «keiner will mehr Bauer sein. Zwei gehen in die Fabrik, und wenn ich denen etwas vom Bauern sage, antworten sie

mir, sie seien keine Narren, die sich werktags und sonntags abrackern und dabei doch nichts verdienen. Nein, bauern wollten sie nie und nimmer, sie hätten noch genug von der Zeit, als sie als Buben helfen und schufteten mußten, jetzt wollten sie es schöner haben. Und wissen Sie, was sie mir raten? Ich solle doch den ganzen Kram verkaufen, heute würde man ganz schön lösen und mit dem Geld könnte man dann etwas Besseres anfangen.»

«Und wollen Sie verkaufen?»

«Nein, das möchte ich eben nicht. Aber was wollen Sie. Ich habe versucht, das Land zu verpachten oder womöglich das ganze Gut, aber niemand interessiert sich dafür. Am Ende bleibt mir doch nichts übrig, als zu verkaufen, auch wenn ich mich noch so dagegen sträube. Die Arbeit kann ich nicht mehr richtig machen, das Haus verlottert, der Boden wird schlechter, wenn er nicht gepflegt wird, es ist nicht mehr schön, dabei zu sein.»

Noch einen Moment bleibt er stumm sitzen, dann erhebt er sich langsam, reicht mir die Hand, und mit müdem Schritt verläßt er mein Sprechzimmer.

Der stolze Bäckermeister

Wieder hat ein Patient neben mir Platz genommen, ein Mann den ich seit vielen Jahren kenne und der mich immer wieder aufsucht. Er hat nichts mit dem schwächlichen Jurabauern gemein, ist kräftig und gut genährt. Seiner ganzen Person sieht man es an, daß er ein hablicher Mann ist.

Bei früheren Besuchen hat er mir erzählt, wie er sein Geschäft, eine Bäckerei, in die Höhe gebracht, wie er Jahr für Jahr den Umsatz gesteigert, indem er darauf hielt, nur ganz gute Ware zu liefern, und wie jetzt von weiter Leute in seinen Laden kämen, um seine Backwaren zu kaufen. Und mit Begeisterung hat er von seiner Arbeit und seinem Beruf gesprochen, auch wenn es ein strenger Beruf sei. Nur einmal tönte er etwas an, manchmal werde es ihm zu viel. Vor allem sei es für seine Frau oft zu streng, sie habe hie und da leider etwas mit dem Herz zu schaffen. «Aber», so sagte er damals, «es wird nun wohl bald etwas luggen. Mein Junger ist auch in der Bäckerlehre, und er macht sich dort gut. In einem Jahr, wenn er fertig ist, wird er mir eine gute Hilfe sein.»

Nach ungefähr einem Jahr war er wieder bei

mir. Voller Stolz berichtete er mir, der Junge habe von allen Bäckern die beste Lehrlingsprüfung gemacht und jetzt werde es auch für ihn und seine Frau leichter werden. Dies sei auch nötig, sagte ich zu ihm, denn er sei heute richtig überarbeitet und er sollte sich dringend etwas schonen können.

Heute ist er also nun wieder zu mir gekommen. Aber trotz seiner Hablichkeit ist der strahlende Ausdruck verschwunden. Richtig niedergeschlagen blickt er mich an, und dann erzählt er mir gleich die Ursache seines Kummers:

«Ich habe Ihnen doch von meinem Jungen erzählt, der die beste Lehrlingsprüfung gemacht hat. Wissen Sie, was der jetzt gemacht hat: als Trämeler hat er sich gemeldet. Er sagte mir, meine Bäckerei könne ihm gestohlen werden, er habe genug von all dem Krampf und er möge nicht mehr jeden Morgen um vier oder gar um drei aufstehen. Er wolle auch etwas vom Leben haben. Und gerade jetzt hätten wir ihn so dringend nötig. Meiner Frau geht es gar nicht gut, sie ist am Ende ihrer Kraft.»

«Könnten Sie für sie denn keine Hilfe finden?» fragte ich dazwischen.

«Doch, wir hatten eine Hilfe im Laden, aber vor ein paar Tagen mußte ich sie entlassen, da ich draufkam, daß sie uns am laufenden Band bestohlen hatte. Und wie finden Sie heute noch eine neue zuverlässige Hilfe? Der Arzt, der meine Frau behandelt, sagte ihr vor kurzem, wenn sie noch ein paar Jahre leben wolle, müsse sie sich gründlich entlasten. Aber wie sie es machen soll, das sagte er nicht.»

«Das ist wirklich kein erfreulicher Zustand», sagte ich teilnehmend zu meinem Patienten. «Aber auch Sie hätten dringend Entlastung nötig. Haben Sie eigentlich eine gute Hilfe in der Backstube?»

«Die können Sie mit dem genau gleichen Erfolg suchen wie eine tüchtige Haushalthilfe», antwortete er resigniert. «Schweizer Bäcker sind keine mehr zu bekommen, die arbeiten ja fast alle in den Fabriken. Auch mit Ausländern habe ich es versucht, aber was ich da bekam, hat mir mehr Ärger als Hilfe gebracht. Nein, da ist nichts zu wollen. Ich denke», und das sagte er nun ganz traurig, «ich muß verkaufen.»

Ungefähr ein Jahr später war der Mann ein letztes Mal bei mir: «Mein Geschäft habe ich jetzt verkauft, und wir bauen ein kleines Häus-

chen für uns, wo es meine Frau dann nicht mehr so streng hat. Ich habe ja noch allerhand zu tun, daß es mir nicht langweilig wird. Aber das Geschäft reut mich wohl immer.»

Auch das: ein ganz kleiner Beitrag zu einem großen Problem.

Das Mundstück des Chudermannli

Er war ein unscheinbares kleines Chudermannli. Auf der Nase saß ihm eine altertümliche Brille mit Messingstängelein. Seine kleinen Äuglein blickten stets neugierig umher. Zu Seife und Wasser schien er keine große Freundschaft zu haben, und so strahlte er auch keinen Rosenduft aus. Aber er war treu und anhänglich. Schon als Assistent hatte ich ihn in Zürich behandelt. Ich hatte da offenbar sein Vertrauen gewonnen, denn schon kurze Zeit, nachdem ich in Aarau meine Praxis eröffnet hatte, war er hier bei mir erschienen.

Schon in aller Herrgottsfrühe mußte er zu Hause fort, denn er wohnte weit weg von mir und hatte nur ganz schlechte Zugverbindung. Regelmäßig schon um 7 Uhr morgens erschien er, läutete energisch und stellte immer die gleiche Frage: «Isch er uuf?» Worauf ihn meine Hausangestellte, die meist als einzige zu dieser Zeit schon auf dem Posten war, ohne direkte Antwort ins Wartezimmer komplimentierte. Ungefähr um 8 Uhr kam er dann bei mir dran und wurde behandelt. Dann zottelte er wieder ab, ging in ein alkoholfreies Restaurant, trank dort einen Kaffee. Darauf ging er zur Kaserne und schaute den Rekruten zu, bis er um zwölf Uhr wieder auf den Zug mußte. Dieses ganze Programm war fest und wurde während Jahren in keinem Punkt geändert.

Natürlich war er gesprächig und erzählte mir alle möglichen Geschichten, vor allem über Fischerei, denn er war ein eifriger Fischer. Dann wieder erzählte er mir von seinen Schätzen, denn er war Sammler von Altertümern. Sein kostbarster Schatz war ein Zigarrenmundstück, dessen Kopf als zierliches Totenköpflein aus Meerschaum geschnitzt war. Alle seine Stumpen rauchte der Mann nur aus diesem Mundstück, und fast jedesmal, wenn er bei mir war, zeigte er mir das Museumsstück oder kam doch irgendwie darauf zu sprechen.

Wieder einmal war das Mannli bei mir erschienen. Die übliche Behandlung war vorbei. Aber statt zu gehen, trat er auf mich zu, öff-

nete seinen Mund und deutete auf einen letzten Graffel von Zahn, der da noch vorn im Oberkiefer steckte, während der übrige Mund völlig zahnlos war. Er faßte den Graffel mit zwei Fingern, bewegte ihn hin und her, um mir zu zeigen, daß er locker sei. Darauf sagte er zu mir: «Ihr müßt mir den Zahn ziehen.»

«Das wird seine Schwierigkeiten haben», entgegnete ich. «Ich kann das nicht, denn ich habe keine Zahnzange. Für meine Praxis brauche ich die nicht.»

Aber das Mannli war mit diesem Bescheid keineswegs zufrieden. Der Zahn müsse einfach heraus, er geniere ihn, und brauchen könne er ihn doch nicht mehr.

So müsse er halt zu einem Zahnarzt gehen und ihn da ziehen lassen, erwiderte ich.

Das wäre ihm noch, wenn ich, ein Arzt, der alles könne, nicht einmal einen Zahn ziehen könne. Der Zahn müsse von mir gezogen werden, und vorher gehe er nicht.

«Nun gut», sagte ich nachgebend, verließ das Sprechzimmer, ging zu meiner Werkzeugkiste, holte da eine Flachzange heraus (sie war ungefähr so sauber wie der Mund des Patienten), kam zurück, setzte den Mann auf einen Stuhl und zog den Zahn, so kunstgerecht es unter obwaltenden Umständen möglich war. Nun verließ mich das Mannli voll befriedigt und ging weiter zur Abwicklung seines Programms.

Die nächste Konsultation brachte wieder eine Überraschung. Strahlend betrat der Mann, den nun ganz zahnlosen Mund zu einem breiten freundlichen Lachen geöffnet, mein Sprechzimmer. In der Hand hielt er ein kleines schmutziges Papiersäcklein, das irgend etwas enthielt, was ich nicht erkennen konnte. Dieses Etwas streckte er mir entgegen, es sei ein Geschenk für mich. Ich nahm das Säcklein, öffnete es – und heraus kam das Totenköpflein samt dem Mundstück. Ich machte zuerst Komplimente, es anzunehmen. Aber das Mannli meinte, er könne es nun doch nicht mehr brauchen, seitdem der Zahn gezogen,

könne er es nicht mehr im Munde halten, und deshalb solle ich es nehmen, worauf ich das Geschenk mit Dank annahm.

Wir machten dann die übliche Behandlung, und das Mannli wandte sich zum Gehen. Aber unter der Türe kehrte es sich noch einmal um und meinte: «Sie müssen es dann aber brauchen, die Stumpen sind gar tonners gut in ihm!» Dann ging er für diesmal. Als ich mir das Köpflein noch näher besah und auch be-roch, bestärkte sich der schon von Anfang an gefaßte Beschluß, es nicht zu probieren.

Aber auch da gab es noch einmal eine Komplikation. Als der Mann einige Wochen später wieder erschien, war seine erste Frage, ob ich es nun probiert hätte und ob das Rauchen aus ihm nicht besonders gut sei. Ich weiß heute nicht mehr, was ich geantwortet habe und welche Ausrede ich erfand. Ich weiß nur noch, daß er von meiner Antwort zweifellos nicht ganz befriedigt war.

Noch einige Male ist das Mannli bei mir erschienen, dann plötzlich blieb es aus. Ich denke, daß es dort ist, wo wir alle einmal hinkommen. Es hat sich auch kein ähnliches Original mehr bei mir eingefunden. Unsere konjunktur-bewußte Gegenwart ist keine Zeit für Chudermannli – und das ist doch auch schade.

Festtägliches in der Sprechstunde

Im Patientenstuhl in meinem Sprechzimmer sitzt ein kleiner Italiener. Mit seinen dunklen Augen sieht er mich freundlich an wie ein Kind. Er ist gestern vom Weihnachtsurlaub aus seiner Heimat zurückgekommen und will sich nun weiter von mir behandeln lassen. Wie das bei unseren südländischen Gastarbeitern häufig der Fall ist, hat er verschiedenes Gepäck bei sich, ein Netz mit verschiedenen Lebensmitteln, ferner eine große Ledermappe, was er alles neben sich auf den Boden stellt. Wie wir mit der Behandlung und Verordnung fertig sind, nimmt er diese Mappe auf, öffnet sie und zieht daraus ein flaches Paket hervor.

La Quenelle de brochet «Hostellerie du Chapeau Rouge»

L'Entrecôte à la Bourguignonne ...

Gluschtige Spezialitäten im Restaurant zur SAFFRAN, ZÜRICH



«Herr Doktor», beginnt er, «ich habe Ihnen ein Geschenk mitgebracht», denn er sei molto contento mit mir. Damit reicht er mir das Paket. Ich entferne die Umhüllung, und zum Vorschein kommt ein kleines Ölbild, ein italienisches Dörfchen, in der Mitte die Kirche, darum herum einige einfache Häuser und Häuschen, davor etwas freies Feld, dahinter einige Hügel. Während ich das Bildlein betrachte, fügt er weiter bei: «Mein Heimatdorf! Ich habe es in den Ferien für Sie gemalt.»

Mein Dank war herzlich, und meine Stimmung blieb während der ganzen Sprechstunde eine gehobene. Zwar war das Bild kein großes Kunstwerk, aber der Mann hat mir damals eine größere Freude gemacht, als sie mir manches wertvollere Geschenk bereitete. Es brachte etwas Festtägliches in den Alltag meiner Sprechstunde.

Es ist Ende Juni, ein warmer schöner Vorkommertag. Neben mir sitzt diesmal eine Patientin. Sie war längere Zeit in meiner Behandlung, denn ihr Leiden war etwas hartnäckig, und es bedurfte einiger Anstrengung, es wieder zu beseitigen. Heute kommt sie zur letzten Kontrolle, und ich kann sie geheilt entlassen. Nun dankt sie mir ganz herzlich für die Behandlung, was ja nicht mehr ganz selbstverständlich ist. Dann ergreift sie den großen gedeckten Korb, den sie neben sich auf den Boden gestellt hatte, entnimmt ihm einen Strauß von Rosen, wie ich sie in solcher Schönheit noch selten gesehen, und überreicht ihn mir mit den schlichten Worten: «Ich habe Ihnen da noch etwas mitgebracht.»

Gerührt und hocherfreut danke ich ihr für das prächtige, wundervolle Geschenk. Doch sie wendet sich wieder ihrem Korb zu und bringt daraus ein kleineres Körblein hervor, aus dem es mir prächtig rot entgegenleuchtet. Es sind Erdbeeren von einer Größe und Vollkommenheit, daß ich nur so staunen muß. Während sie mir das Körbchen reicht, sagt sie: «Mein Mann ist pensioniert, und jetzt hat er Zeit für seine Lieblingsarbeit, den Garten. Rosen und Erdbeeren sind seine besonderen Spezialitäten. Und davon haben Sie jetzt ein kleines Muster.» Dann verläßt sie mich und hört kaum mehr recht auf meine Dankesworte. Zu Mittag gab es bei uns zum Dessert eine prächtige Erdbeerschale, und dazu leuchteten und dufteten in ihrer Vase die wundersamen Rosen.

Vor zwei oder drei Wochen war die junge

Frau mit ihrem Kind erstmals zu mir gekommen. Das Bürschlein von etwa drei Jahren hatte mich damals ängstlich angeblickt, und man wußte nicht, ob sich die blauen Augen bald mit Tränen füllen und das kleine Mäulchen, das nicht das mindeste Lächeln zeigte, sich nicht zu einem kläglichen Wehgeschrei öffnen würde. Schließlich öffnete sich das Mündchen, und der Kleine preßte es nur so heraus: «Aber gäll, Dokter, du machsch mer e ke Ischprützig.» Ich beruhigte ihn, so gut ich es konnte.

Schon bei der nächsten Konsultation trat der Kleine recht munter in mein Zimmer, zeigte mir stolz seinen Teddybär. Mit jedem Mal wurde er zutraulicher, denn mit sicherem Instinkt hatte er gemerkt, daß ich ihn nicht plagen, sondern ihm nur helfen wollte. Heute nun kann ich ihn geheilt entlassen. Ich verabschiede mich von der Mutter, der Kleine gibt mir auch sein weiches Patschhändchen, und beide wenden sich der Türe zu. Bevor sie diese aber erreichen, dreht sich das Büblein noch einmal um, sieht mich mit seinen blauen Augen strahlend an und sagt: «Dokter, i ha di drum gärrn!»

Freude und festtägliche Stimmung in mein Sprechzimmer haben alle drei Begebenheiten gebracht, das italienische Bild, die Blumen und Früchte und die Liebeserklärung des kleinen Patienten. Die letzte hat mir die größte Freude gemacht.

Festtägliches in der Sprechstunde gibt es nicht zu viel und nicht zu häufig. Aber das ist wohl nur gut so, denn würde es noch die gleiche Freude bereiten, wenn es zum Alltäglichen würde? Die Hauptsache ist, daß es auch heute noch vorkommt. Es gibt uns Kraft und Mut, auch mit dem Alltag fertig zu werden.

Und daß es auch heute solches gibt, zeigt, daß der gute, gesunde Kern noch da ist. Von diesem her können wir auch für die großen Probleme, die wir so sehr haben anwachsen lassen, Lösungen finden, welche schweizerisches, menschliches Maß wieder besser in sein Recht einsetzen – wenn wir es wollen!

